

Die gelbe Majestät.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Infolge eines merkwürdigen Gemisches von Wahn und Verstand, wie es diesen Kranken oft eigen ist, hatte die Kommerzienräthin plötzlich — als sie noch unterwegs gewesen war — ein heftiger Groll gegen ihre Busenfreundin, Frau Doktor Zehlen, erfaßt. Ein kleiner Wortwechsel hatte genügt, um sie diese Dame sofort wieder heimschicken zu lassen. Dieser Groll gegen die „Giftmischerin", wie sie Lottchens Mutter wohl in ihren tobsüchtigen Anfällen nannte, war seitdem fortwährend gewachsen, namentlich seit es die Kommerzienräthin verstand, sich selbst Morphium einzuspritzen und deshalb Frau Zehlen nicht mehr nöthig hatte.

Die kluge Frau Doktor hütete sich aber, der Kommerzienräthin zu nahe zu kommen, und der lang aufgespeicherte Groll und Haß der Letzteren entlud sich nun auf das arme Lottchen, die wohl oder übel aushalten mußte in dem Hause, dem sie ihre Zukunft anvertraut hatte. — Es war wieder Winter geworden. Draußen stürmte und schneite es unwirthlich durch die Straßen, und Frau Charlotte saß still sinnend, mit thränenglänzenden Augen vor ihrem Feuer. Wie hohl, wie unglücklich, kalt und herzlos erschien ihr nun ihre neue, in unglaublicher Verblendung selbst gewählte Heimath, wie gefühllos, wie elend war Alles um sie her! Ihr Mann hatte sich von ihr gewendet. Ihre stille, sinnige Innerlichkeit verstand er nicht. Sie langweilte ihn auf die Länge der Zeit. Wie man ihr erzählt hatte — die Welt ist so geschäftig, wenn es gilt, ein Herz zu tödten — suchte Walter die Zerstreuung, die er im Umgang mit seiner Frau nicht mehr fand, neuerdings in der begeisterten Huldigung, die er einer Dame vom Ballet darbrachte.

Nun saß sie allein an ihrem Kamin und weinte. Prunk und Pracht, die sie umgab, erschien ihr nun wie elender Theaterflitter, wenn das Gas ausgedreht ist; dazwischen lief das grausige Elend menschlicher Uebersättigung, körperlicher und geistiger Abgelebtheit, die doch nicht sterben konnte. Und bei alledem brachte Frau Charlotte das Gefühl nicht aus der Brust, das sie einem anderen Manne verband; sie konnte die trauliche Aermlichkeit der Hartung'schen Wohnung nicht vergessen, sammt der alten Uhr, die mit bärbeißiger Poltersucht, mit Ach und Krach ihre Stunden abschlug.

Was war es denn eigentlich, was sie noch immer mit Georg Hartung, den sie nun schon so lange nicht gesehen, verband? Was war es?

„Die Engel nennen es Himmelsfreud',
Die Teufel nennen es Höllenleid,
Die Menschen nennen es — Liebe!"

Aber Frau Charlotte durfte es nicht so nennen, wenn sie eine ehrbare Frau sein wollte, wenn sie nicht hinabblicken wollte in einen Pfuhl der Sünde, in dem sie nicht nur die Liebe anderer Menschen, sondern auch ihre Achtung verlieren mußte. Ihr Geheimniß, das ihr so süß und doch so schmerzhaft durch den Busen zog, war mit dem Kommerzienrath, der allein darum gewußt, begraben worden und sollte nun auch begraben bleiben. Plötzlich zuckte sie erschrocken zusammen. Sie bemerkte in einem Spiegel, der ihr gegenüber hing, wie die Kommerzienräthin in der hinter ihrem Rücken liegenden Thür erschien. Ihr Gang war taumelnd, ihr Auge irr und tückisch, ihr Haar verwirrt, ihre Kleidung unsauber und in Unordnung.

„Da sitzt sie, die Schleicherin," sprach sie laut mit sich selbst.

Erschrocken sprang Charlotte auf.

„Aber Mama —!" rief sie beklommen.

„Bleib' sitzen," herrschte die Kommerzienräthin ihre Schwiegertochter an, „sei Du doch zufrieden, wenn Du Dich am Feuer von Prä-



Bad Reinerz. (S. 219)

torius & Comp. wärmen kannst, wie Du Dich an ihrem Geld gewärmt hast. War Deine Mutter hier?"

Hastig drückte Charlotte auf eine Schelle. Ihr war so ängstlich, so unheimlich zu Muth. Allein mit dieser kranken Frau! — Was konnte da nicht Alles passiren?

„Nein," antwortete sie.

Die Kommerzienräthin schien den Ton der Schelle gar nicht gehört zu haben. Sie stand jetzt mitten im Zimmer; den Körper etwas vorgebeugt, mit der Hand auf einen Tisch gestützt, betrachtete sie ihre Schwiegertochter mit wirren Blicken und fast lachenden Mienen.

„Das ist ihr Glück. Deine Mutter soll nicht etwa glauben, daß auch sie sich hier einnisten kann, wie Du. Sie soll sich nicht unterstehen, etwa hinter meinem Rücken in's Haus zu kommen. Mit der Polizei lasse ich sie hinausführen, wenn sie kommt. Du denkst wohl, ich weiß nicht, was sie hier will? Ich weiß Alles und gebe auf Alles Acht."

Ein Diener trat ein. Schwerfällig und unsicher wandte sich die Kommerzienräthin nach ihm um.

„Was willst Du?" fuhr sie ihn an. „Kannst Du nicht warten, bis man Dich ruft? Du denkst wohl, ich weiß es nicht, daß ihr mir Apfelsinenschalen in den Weg werft, damit ich ausgleiten und hinfallen soll? Ich weiß Alles. Aber wenn ich einmal solch' einen Halunken erwische, der muß hängen. So wahr ich gesund hier stehe, hängen muß er! — Jetzt trolle Dich und warte, bis Du gerufen wirst."

Der Diener hatte mit Frau Charlotte einen raschen Blick des Einverständnisses gewechselt. Er mochte auch wohl schon aus der Situation errathen, daß die junge Frau wünsche, er möge für alle Fälle in der Nähe bleiben. Dem Befehl der Kommerzienräthin mußte er indeß folgen. Er entfernte sich also aus dem Zimmer.

Schwankend ging ihm die Kommerzienräthin nach und überzeugte sich, daß er wirklich fortging und nicht, wie sie vielleicht muthmaßte, hinter der Thür stehen blieb.

Dann kam sie wieder zurück und nahm ihre Kampfstellung am Tische ein.

„Ihr denkt wohl, ich sei blind," fuhr sie mit unheimlich lallender Stimme fort, „und sähe nicht, daß ihr euch Alle untereinander gegen mich verschworen habt? Ich sehe Alles, und wenn ihr euch noch so verstohlen zublinkt. Nun? Was stehst Du denn da und gaffst mich an wie ein Gespenst? Setze Dich hin, sage ich."

„Aber Mama, wollen Sie nicht lieber auch Platz nehmen?" fragte Charlotte bescheiden und unterwürfig.

„Nein, das will ich nicht. Aber Du sollst Dich setzen. Gott steh' mir bei, ich getraue mich in meinem eigenen Hause nicht mehr, mich zu setzen, aus Furcht, daß man mich überfällt, bindet und fortschleppt. Setze Dich, sage ich!"

Aus Furcht, sie zu erzürnen, wollte sich Charlotte auf einen Stuhl ihr gegenüber setzen. Aber die Kommerzienräthin wies mit der Hand auf den Stuhl am Kamin, wo sie vorhin gesessen hatte.

„Dorthin," sagte sie gebieterisch, „wo Du vorhin saßest."

Zitternd vor Furcht und Angst gehorchte die junge Frau. Was sollte sie sonst thun? Konnte die kranke Frau ihr im Zorn nicht ein Leid anthun, wenn sie sich weigerte? So saß sie denn still und ergeben da, den Rücken der Kommerzienräthin zugewandt. Zum Glück hing der ihr gegenüber befindliche Spiegel gerade so, daß sie darin die Gestalt ihrer Schwiegermutter sah und ihre Bewegungen beobachten konnte. So bemerkte sie, wie die Blicke der Kommerzienräthin lauernd und unheimlich glitzernd auf ihr ruhten, wie ihre Lippen sich im Selbstgespräch bewegten; aber lange konnte sie nicht verstehen, was sie sagte.

Endlich wurde aber das irre und wirre Geflüster wieder lauter und vernehmlicher, und sie hörte, wie die Kommerzienräthin für sich hinsprach: „Ja, ja, jawohl. Wie hieß der hübsche Vers?

‚Der Weidensperling den Kukuk speist,
Bis dessen Brut ihm den Kopf abbeißt.'

Das ist's. Sie ist die Schlimmste von Allen, sie ist das richtige Kukuksei; sie hat sich in das fremde Nest eingeschmuggelt, läßt sich behäbig groß füttern, bis sie mir den Kopf abbeißt."

Dann nickte sie stier und mit einem öden Lachen um den Mund vor sich hin. Der jungen Frau wurde immer ängstlicher zu Muth. War sie denn ganz wehrlos den wahnwitzigen Grübeleien dieser Frau überlassen? War sie nicht schon durch ihr zerrissenes Seelenleben, durch ihr weiches Inneres, das tiefe Empfinden ihres Unglücks genug gestraft für ihren Leichtsinn und für ihre Unkenntniß des Lebens? Mußte sie auch noch diese täglichen und stündlichen Martern aushalten?

„Ja, jawohl," flüsterte die Kommerzienräthin wieder nach einer Pause, „so soll's sein. Sie muß fort — fort — fort —"

Dabei sah Charlotte zu ihrem Entsetzen plötzlich, wie sich die Kommerzienräthin verstohlen an sie heranschlich. Heiliger Gott, was wollte sie von ihr? Mit einer Schnelligkeit, welche ihr die Todesangst verlieh, sprang sie wieder auf und sah ihrer Feindin in's Gesicht. Diese zog aber mit einem tückischen Grinsen ein Messer aus der Kleidertasche, dessen sie wohl irgendwo habhaft geworden sein mußte, und das sie dort bis jetzt versteckt hatte.

„Halt' nur, Püppchen," hauchte sie mit der fürchterlichen Tonlosigkeit und Geistlosigkeit ihrer Stimme hervor, „halt' nur, Du bist jetzt d'ran. Still — willst Du stehen? Ich treffe Dich doch!"

Damit drang sie in ihrem Wahnsinn auf sie ein. Charlotte stieß einen erschütternden Schrei aus.

„Allmächtiger Gott," rief sie fliehend, „was habe ich denn gethan?"

In der Angst ihres Herzens rannte sie zur Thür hinaus, die sie, ohne viel zu wissen, was sie that, aufstieß. Mit Grausen hörte sie, wie die Kommerzienräthin hinter ihr her keuchte. Wie ein Zischen klang es von ihrem Munde: „Halt' nur, Püppchen, halt' nur. Hast Du das Gold von Prätorius & Comp. verschlungen, so sollst Du nun auch ihr Eisen haben —"

Dann hörte sie einen lauten Fall, wie die tolle Frau auf den Boden hinschlug, und ein unheimliches Gurgeln und Röcheln. Sie sah sich nicht um. Wie von Furien verfolgt, jagte sie schnellen Laufes über den Korridor, wo sie in der Hast nach einem dunklen Shawl haschte, der dort auf einem Kleiderständer hing. Ueber die Treppen hinunterstürzend, schlang sie denselben lose um ihre zarte, schlanke Gestalt und floh so ohne Ueberlegung und ohne klares Bewußtsein in die Nacht hinaus, in das unwirthliche Straßengewirre, durch das wildes Schneegestöber tobte.

Einige Passanten, an denen sie vorüberlief, sahen ihr erstaunt nach, sie achtete nicht darauf. Immer weiter stürmte sie. Wohin? Sie wußte es nicht. Nur fort, fort aus diesem schrecklichen Haus, dem Grab ihrer Jugend, ihres Glücks und ihres Traumlebens, das sie zuvor, ehe sie dieser gleißende, verführerische und lockende Basiliskenblick des Goldes getroffen, so beseligt hatte. So lief sie einige Straßen weit, bis ihr der Athem versagte und sie aus Entkräftung stehen bleiben mußte. Sie sah sich um; sie wußte nicht, wo sie war. Es gingen hier nur wenige Leute, aber für sie immer noch zu viele. Sie hätte sich in irgend einen Winkel verkriechen mögen, wo Niemand ihr Elend sah, Niemand ihrer gedachte, wo sie ruhig sterben konnte. Was sollte sie denn sonst thun, als sterben? Sollte sie zu ihrer Mutter fliehen, um von dieser von Neuem verkauft und ausgeliefert zu werden? Oder sollte sie zur Familie Hartung gehen, wo sie fürchten mußte, mit Abscheu von der Schwelle gewiesen zu werden.

Sie lief wieder weiter. Die Straßen, die am einsamsten und dunkelsten lagen, waren ihr die willkommensten. Wer ihr vor noch nicht zwei Jahren, als sie in das glänzende Haus von Prätorius & Comp. als junge, glückstrahlende, beneidete Frau einzog, gesagt hätte, welch' ein Abgrund von Herzlosigkeit, Kälte und Elend sie erwartete! Und was hatte sie in dieser Zeit Alles erduldet! Flitter um Flitter hatte sie vor ihrem Auge schwinden sehen von dem marmorkalten Mammonstempel, von dem Glück in Hülle und Fülle, wovon ihr die Mutter stets vorerzählt und vorgefabelt hatte. Und was war nun? Sie war eine betrogene, verstoßene, verfolgte Frau, ein um sein Lebensglück gebrachtes Wesen, das, die Brust voll Liebe, in der todtkalten Welt zu Grunde ging.

So irrte sie stundenlang ziel- und planlos umher. Vergeblich suchte sie ihr Inneres zu beruhigen. Immer und immer wieder standen die schrecklichen Augenblicke vor ihrer Seele, immer wieder war es ihr, als höre sie die wahnsinnige Frau hinter sich, sähe ihre irren Augen glitzern und das in ihrer Hand drohende Messer.

Endlich kam ihr aber doch die Besinnung nach und nach zurück. Sie fühlte die Nässe und Kälte. Sie klapperte vor Frost mit den Zähnen und weinte dabei unaufhörlich. Ihre Schuhe waren durchweicht. Sie hatte einige Geldstücke in der Tasche und hätte in einen Gasthof gehen können. Aber was sollte sie da? Und was sollte sie morgen und alle die folgenden Tage thun? Nein, nein. Es sollte Alles vorbei sein. Es sollte kein Morgen mehr für sie geben!

Es war schon längst Mitternacht vorbei, und sie hatte das Weichbild der Stadt hinter sich. Sie ging an dem Fluß entlang, dessen Wellen sich unheimlich gurgelnd und plätschernd an den Ufern brachen. Ihr graute vor den kalten schwarzen Wellen. Und doch versprachen sie ihr Ruhe, versprachen sie — das Ende ihrer Qual.

Da dachte sie an Georg Hartung. Was er wohl sagen würde, wenn er sie so sähe, in ihrem tiefsten Elend, ihrem schwersten Gram! Sie hätte ihn noch einmal — noch einen einzigen Augenblick sehen mögen und dann sterben.

Ein schmaler Fahrweg ging von der Straße, die immer weiter am Fluß hinging, ab nach einem Neubau hin. Sie verfolgte ihn und stand bald vor einem Hause, das noch nicht fertig war, in dem aber die Leute Coaksfeuer angebrannt hatten, um die Wände künstlich auszutrocknen. Das Feuer leuchtete rothglühend aus den Fensterhöhlen heraus in die Nacht, und Charlotte trat näher. Wenn sie sich ein wenig wärmen könnte an dem Feuer da drinnen! Sie fror entsetzlich.

Durch eine mit Brettern zugesetzte Thorhalle, von denen zwei bei Seite geschoben waren, trat sie in den Neubau ein, zaghaft wie ein Kind. Wenn sie nicht vor Kälte und Müdigkeit halb bewußtlos gewesen wäre, sie hätte sich zu Tode gefürchtet. Dann näherte sie sich einem der großen eisernen Gestelle, in denen das offene Coaksfeuer glühte und eine sengende, trockene Hitze verbreitete. Eben wollte sie die zitternden Hände, die roth und hart vor Kälte geworden waren, der Flamme entgegenstrecken, als sie plötzlich eine Stimme aus einem Nebenraume hörte, die sagte: „Nun legen Sie noch einmal tüchtig an, Weber, dann können Sie

nach Hause gehen. Dann wird es wohl bis zum Morgen brennen.“

„Georg, Georg,“ schrie die junge Frau ganz unwillkürlich auf und wankte mit Aufwendung ihrer letzten Kräfte nach der Stelle hin, woher ihr die Stimme zu schallen schien.

In der That trat auch Georg Hartung hastig und erstaunt sofort in die große Halle, wo er sie hatte rufen hören.

„Um des Himmels willen, Frau Prätorius, Sie hier und in solchem Zustande!“ stieß er erschrocken hervor und eilte auf sie zu.

Aber noch ehe er sie erreichen konnte, brach sie mit dem Seufzer: „Georg, Dich schickt der Himmel —“ auf dem lehmigen, kalt-feuchten Boden ohnmächtig zusammen.

16.

Die Flucht der jungen Frau Prätorius aus dem Hause ihres Gatten war unmittelbar nur von dem Diener Friedrich bemerkt worden, der sie auf dem Flur an sich vorbeistürmen sah, wahrscheinlich ohne von ihr bemerkt zu werden. In der Annahme, daß etwas ganz Ungewöhnliches vorgefallen sei, kam er aber nicht auf den Gedanken, die junge Frau aufzuhalten oder ihr zu folgen, sondern forschte zunächst nach, was es gegeben habe. In das Zimmer tretend, sah er die Kommerzienräthin stöhnend am Boden liegen, unfähig, sich zu erheben. Sie mußte sich im Fallen oder auch schon vorher verletzt haben, denn sie blutete am Kopf. Der Diener richtete sie mühsam auf, wobei er sah, daß sie ein Messer in der Hand hatte, das sie rasch in die Tasche steckte.

„Ist sie fort?“ fragte die Kommerzienräthin hastig.

„Gnädige Frau — —“

„Schweig'! — Wo ist meine Schwiegertochter?“

„Sie ging die Treppe hinunter.“

„Die verruchte Person! Mit dem Messer auf mich loszugehen! Ist das erhört? Was habe ich ihr gethan? Sie kann es nicht erwarten, bis ich sterbe. Du hast's gesehen, Friedrich, wie sie nach mir stach und wie ich ihr das Messer wegnahm!“

„Nein, Frau Kommerzienrath.“

„Wie, Du Schurke? Du willst es leugnen? Du mußt es gesehen haben.“

„Ich war auf dem Korridor draußen.“

„'s ist gut. Sei still. Führe mich nach meinem Zimmer und rufe meinen Sohn und meinen Schwiegersohn. Rufe das ganze Haus zusammen. Es ist unerhört. Die eigene Schwiegertochter — Hm. Was ist das?“

Damit fuhr sie über ihre Wunde an der Stirn, die sie bisher noch nicht gefühlt zu haben schien. Sie blutete nur wenig, aber sie wischte nun das Wenige breit über die Stirn und Wange weg, was schauderhaft aussah.

„Blut! Da hast Du's ja. Gott sei Dank, daß sie schlecht getroffen hat, sonst wäre ich wohl schon todt. Rufe meinen Sohn, und das sofort.“

Es zeigte sich aber, daß die Herren, nach denen Frau Prätorius so stürmisch verlangte, nicht im Hause anwesend waren. Graf Lothar war angeblich zu einer Komitésitzung, Walter Prätorius war im Theater, und nur Gräfin Elsbeth, die vor wenigen Minuten aus dem Theater gekommen war, trat gleich darauf in das Zimmer ihrer Mutter ein, die sehr erstaunt und entrüstet darüber that, so von Allen verlassen und solchen verruchten Anschlägen preisgegeben zu werden.

„Ich habe es immer gesagt, es thut nicht gut mit dieser Bettelbagage im Hause. Das giert und geizt nach dem Erbe, das sie einst zu erwarten haben, daß sie es nicht einmal abwarten können, bis man stirbt. Die Goldgier macht sie zu Verbrechern und Mördern. Diese Elende! Nach mir mit dem Messer zu stechen!“

„Aber Mutter, das ist doch wohl nicht wahr. Ein so kindliches, fast kindisches Geschöpf wie Charlotte —“

„Nun freilich! Lehre mich auch noch die Menschen kennen, das Küchlein die Henne!“

Dann richtete sie sich mit unheimlicher Energie von ihrer Chaiselongue auf und fuhr mit fast kreischender Stimme fort: „Sie muß in's Zuchthaus, sage ich, und so lange ich Athem in der Brust habe, werde ich darauf dringen, daß sie ihren Lohn bekommt.“

Dann sank sie röchelnd und entkräftet zurück. Sogar Gräfin Elsbeth erschrak. Diese lallende, vor Wuth und Zorn zitternde Stimme, diese halb irrsinnigen Augen, die im ohnmächtigen Rollen aus ihren Höhlen herauszutreten schienen, die ganze zitternde, schlotternde Gestalt jagten ihr Furcht und Schrecken ein. Sie rief die Kammerfrau, und nach vieler Mühe brachten sie die alte Dame zu Bett.

Es war schon Mitternacht vorüber, als Walter Prätorius endlich nach Hause kam. Er war müde, mißlaunisch, ärgerlich. Seine Schwester, die gewacht hatte, bis er kam, erzählte ihm, was vorgefallen war, soweit sie es wußte. Sie berichtete ihm auch, was sie aus Friedrich heraus verhört hatte. Es war das nicht viel, da der Schlaukopf sich in seiner abhängigen Stellung wohl hütete, sich — sozusagen — zwischen zwei Feuer zu bringen. Er wollte sich keine der streitenden Parteien zum Feinde machen, und blieb dabei, von der ganzen Sache nichts zu wissen.

„Was wird's weiter gewesen sein,“ meinte Walter ärgerlich. „Ein Zank, ein Streit, wie er zwischen Schwiegertochter und Schwiegermutter wohl öfter vorkommt. Charlotte wird zu ihrer Mutter gegangen sein und morgen wiederkommen. Wozu also all' der Lärm?“

„Ja, aber Du solltest doch für alle Fälle die Polizei von dem Verschwinden Charlottens in Kenntniß setzen. Man kann ja nie wissen, was passirt.“

„Ach, warum nicht gar — die Polizei benachrichtigen! Weshalb denn? Wohl damit der Skandal, wenn er noch nicht fertig ist, auch wirklich komplet wird?“

„Ich meinte gerade im Gegentheil, um einen Skandal zu verhüten —“

„Na, soll ich vielleicht bei dem Hundewetter herumlaufen und die Leute zusammentrommeln? Fällt mir nicht im Schlaf ein. Wenn Charlotte fortläuft, so ist das ihre Schuld, und wenn ihr etwas passirt, so mag sie das mit sich ausmachen. Ich werde morgen die nöthigen Schritte thun und damit gute Nacht.“

„Gute Nacht, Walter!“

Eine halbe Stunde später lag in dem Palast von Prätorius & Comp. Alles in tiefster Ruhe. Genau zu der Zeit, während welcher die arme Charlotte in ihrer Verzweiflung, mit ihrem todwunden Herzen die schwarzen kalten Flußwellen neben sich gurgeln hörte und sich vor Frost und Entkräftung kaum noch aufrecht halten konnte, lag ihr Gemahl, die Stütze und der Stab für ihre Lebensreise, in seinem warmen Seidenbett und schlief. —

Am nächsten Morgen war indessen im Hause Prätorius & Comp. eine gewisse Spannung zu bemerken. Die Diener standen zischelnd in den Gängen umher, sogar die Komptoirbeamten lauschten aufmerksam auf alle die Zeichen ungewöhnlicher Aufregung, auf das heftige Zuschlagen der Thüren, die zu den Privatkomptoirs der Chefs führten, auf die kurzen, hastigen Worte, die da und dort gewechselt wurden.

Nur Herr Gruner ging majestätisch wie immer mit seinem großen Portierstab und seinem blitzenden Dreimaster im Eingangsthor auf und ab.

Graf Lothar, als er endlich von dem Vorgefallenen hörte, ging in seiner strammen, tadellosen und altaristokratischen Würde zur Frau Kommerzienrath, der er sein herzliches Beileid mit entsprechender sittlicher Entrüstung über das entsetzliche Ereigniß aussprach. Er zeigte sich empört über die haarsträubenden Einzelheiten, die seine Schwiegermutter vorbrachte, und betheuerte seine Ergebenheit und seine Bereitschaft, ihr zu ihrer Genugthuung zu verhelfen. Walter Prätorius hatte schon frühzeitig zu Frau Doktor Zehlen geschickt, die auch sofort gekommen war, um ihm die Ohren voll zu jammern. Daraufhin benachrichtigte man endlich die Polizei, und im Hause wurde es wieder etwas ruhiger.

(Fortsetzung folgt.)

Bad Reinerz.

(Mit Bild auf Seite 217.)

In einem von bewaldeten Bergrücken umgebenen Thalkessel der oberschlesischen Grafschaft Glatz liegt das vielbesuchte Bad Reinerz (siehe das Bild auf S. 217), zwei Kilometer von dem gleichnamigen Städtchen entfernt. Es hat hübsche Kurhäuser, Trink- und Badeanlagen und ausreichende Logirhäuser und Villen. Zur Zeit sind drei Trinkbrunnen: die kalte, die warme und die Ulrikenquelle in Gebrauch, während zu Badezwecken außer den genannten noch fünf andere Quellen dienen, nämlich die große und kleine Wiesenquelle, die Rosen- und die Ludwigsquelle und die Quelle Deutschland. Auch eine großartige, für 900 Personen eingerichtete Molkenkuranstalt ist vorhanden, ferner gibt es zehn Moorbadestuben und ein Douchehaus mit einem Thurm, worin das Wasser von 26 Meter Höhe herabfällt. Zwischen Douche- und Badehaus befindet sich das für Winterkuren bestimmte Palmenhaus, ein eiserner, leichter und hoher Bau, in dem sich die Kurgäste bei kaltem und schlechtem Wetter ergehen. Reinerz wirkt besonders kräftigend und belebend auf Blutumlauf, Nerven, Verdauung und Athmung.

Stabtanz in einer Straße von Kairo.

(Mit Bild auf Seite 220.)

Die egyptischen Städte haben ihre Ghawasi oder öffentlichen Tänzerinnen, welche eine eigene Kaste bilden und reichgeschmückt, ohne Schleier ihre Produktionen zum Besten geben. Daneben treten aber, namentlich in Kairo, auch mit Feredsche (Mantel) und Jaschmak (Schleier) dicht verhüllte Weiber auf, welche dem Moslim für ein Billiges durch ihre Tänze die Zeit vertreiben. Unser Bild auf S. 220, das uns in eine Straße von Kairo versetzt, zeigt uns ein solches Weib, von dem man nicht weiß, ob es jung oder alt, schön oder häßlich ist, da die entstellenden Verhüllungen nur Stirn und Augen frei lassen. Sie bewegt sich nach dem Takte einer Bambusflöte und einer Handtrommel vor- und rückwärts, nach rechts und links. Sie wendet und dreht sich und hebt dabei einen Stock, der in der Produktion eine große Rolle zu spielen scheint, bald nach oben, bald senkt sie ihn nach unten. Einen Europäer kann dieser Stabtanz blos langweilen, das orientalische Publikum aber schaut ihm stets mit großer Aufmerksamkeit zu und scheint sich herrlich dabei zu unterhalten.

Ringelnatter und Grasfrosch.

(Mit Bild auf Seite 221.)

Die Ringelnatter auf unserem Bilde S. 221 hat einen Grasfrosch erhascht und macht sich nun daran, den armen zappelnden Gesellen zu verschlingen. Frösche bilden nämlich die bevorzugte Beute der bekanntlich nicht giftigen Ringelnatter, dieser verbreitetsten unter den wenigen Schlangenarten unserer heimischen Thierwelt. Sie weiß ihre Beute mit großer Geschicklichkeit zu fangen und hält sich dann nicht damit auf, ihr Opfer erst zu tödten, sondern begräbt es vielmehr noch lebend im Innern ihres Magens. Dem einen Hinterbein läßt sie zunächst das andere folgen und zieht so den unglücklichen Frosch langsam in den Schlund hinab, wobei der Aermste natürlich zappelt und jämmerlich quakt, so lange er das Maul noch öffnen kann.

Die Kronprinzessin.

Eine Hofgeschichte von **Leopold v. Sacher-Masoch.**

(Nachdruck verboten.)

Das Gerücht von einer bevorstehenden Vermählung des Thronerben Max Ferdinand und der Prinzessin Valentine von M. bot der Residenz einen sehr ausgiebigen Unterhaltungsstoff. Die Zeitungen, welche auf das Ereigniß hindeuteten, hatten zwar von einer „zarten Herzensneigung" berichtet, allein überall wußte man ganz genau, daß das eitles Gerede — Komödie sei.

Es war ja bekannt genug, daß die verwittwete Gräfin Doggenberg den von ihrer Schönheit bezauberten, etwas romantisch veranlagten Prinzen in ihren Fesseln halte, und wer diese ebenso bezaubernde als kluge und herrschsüchtige Frau kannte, wußte auch, daß sie gewiß nicht geneigt sein werde, ihren hohen Gefangenen freizugeben.

Der Kronprinz war zu offen und ehrlich, um aus seiner Liebe ein Hehl zu machen. So oft es die Etikette nur irgend gestattete, machte er der Gräfin seinen Besuch. So auch heute.

Es war ein Raum, wie geschaffen zum Vertrauten eines süßen Geheimnisses, eines stillen Glückes. Dunkle Vorhänge verhüllten die Fenster und die Thüren, weiche Teppiche, welche die Schritte verschlangen, bedeckten den Boden. In der Mitte des Gemachs, unter der kunstreichen,



Stabtanz in einer Straße von Kairo. (S. 219)

altdeutschen Ampel stand ein Ruhebett, nach orientalischer Art nur aus weichen Kissen aufgerichtet. Auf demselben saß der Prinz, ein junger, vornehm aussehender Mann, die Augen auf die schlanke Frauengestalt geheftet, die in der Ecke vor dem Pianino saß. Man sah von der Dame, die ein Nocturno von Chopin spielte, nur den Rücken, die wehenden Locken und von Zeit zu Zeit die weiße schimmernde Wange und das Profil der kleinen Adlernase.

„Wie schön sie ist!" dachte der Prinz, welcher andächtig der Melodie lauschte; die ganze Seele, diese zugleich stolze, launische und hingebend weiche, schwermüthige Seele der schönen Frau schien in den Tönen, die sie dem Instrument entlockte, sich auszusprechen. Langsam erhob er sich und trat hinter sie. Sie beachtete ihn nicht, sondern vollendete das Nocturno, in dem sie die Wehmuth des Tonstücks und zugleich die ihre auf den Tasten gleichsam in tönenden Thränen ausklingen ließ. Dann ließ sie die Hände noch einen Augenblick auf den Tasten ruhen und regte sich nicht, bis er sich zu ihr niederneigte. Da erst richtete sie sich auf.

„Ist es wahr," fragte sie ganz plötzlich, so daß ihm die Ueberraschung das Blut in die Wangen trieb, „ist es wahr, Prinz, daß man Sie verheirathen will?"

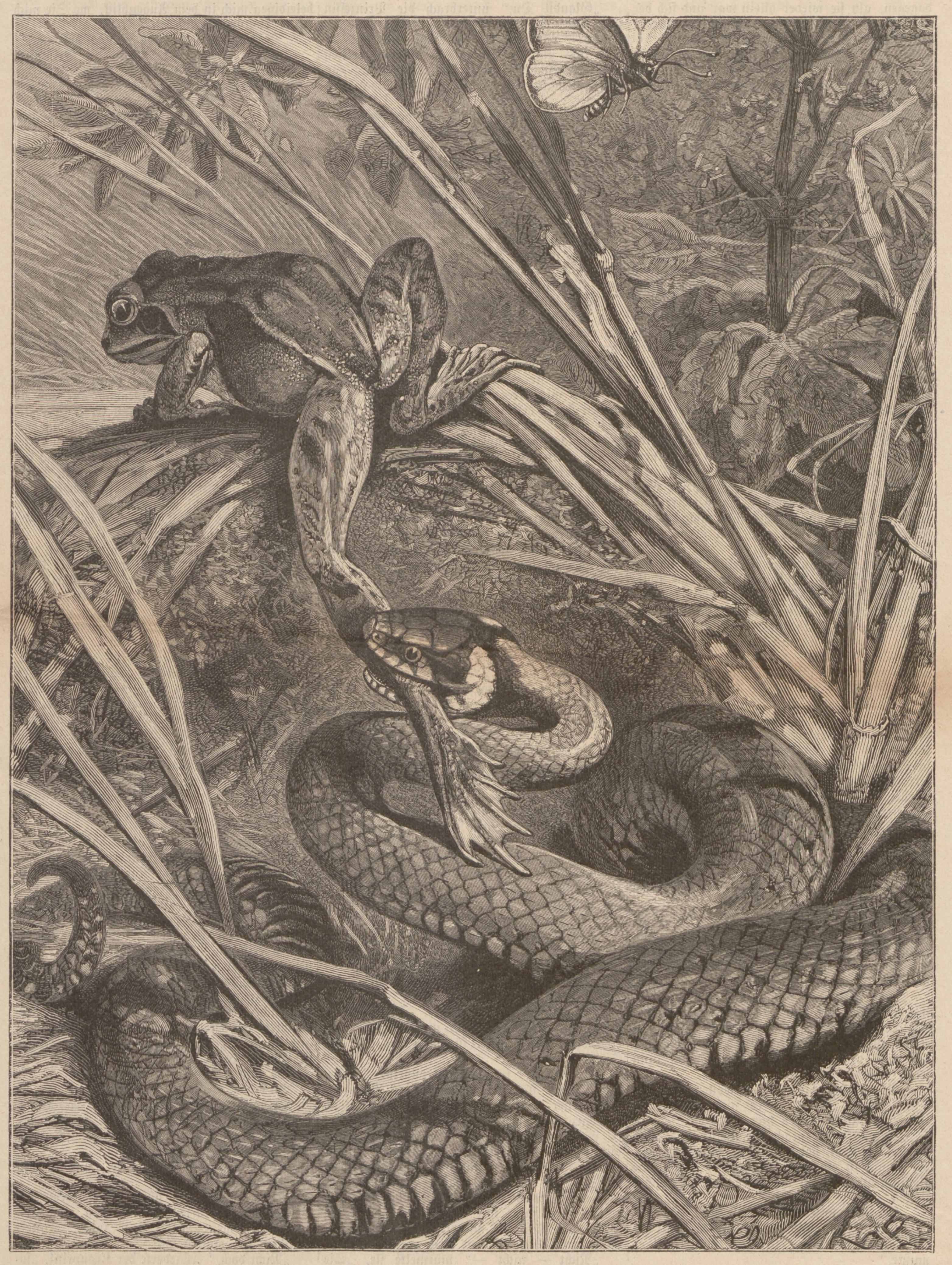
Kronprinz Max Ferdinand blickte ihr ruhig in das Auge und erwiederte ehrlich und begütigend zugleich: „Ja, Gräfin, es ist wirklich so."

Iduna Gräfin Doggenberg erhob sich rasch und ging einige Zeit, die Arme auf der Brust verschränkt, in dem kleinen traulichen Gemach auf und ab.

„Ja, ja, wir werden die Welt nicht ändern, Prinz. Sie sind weniger frei als jeder Andere. Tausend Rücksichten beengen Sie in Ihren Entschlüssen."

„Sie sind sehr klug, Iduna," gab der Kronprinz zur Antwort. Es lag zum ersten Male etwas in dem Wesen der jungen Frau, das ihm wehe that, das ihn gegen sie aufreizte.

Er war verstimmt, als er sie verließ. Sie



Ringelnatter, einen Grasfrosch erhaschend. (S. 219)

dagegen, als sie wieder allein war und sich behaglich in dem Sessel beim Kamin ausgestreckt hatte, lachte über ihn, den Träumer.

Was er sich einbildete! Sie wollte ihn ja nur beherrschen, durch ihn Einfluß gewinnen, durch ihn eines Tages das Land regieren. Sie rechnete klug, sehr klug, und sie verrechnete sich vielleicht gerade deshalb.

Bisher hatte sich der Kronprinz mit aller Kraft gegen die Heirath, zu der man ihn zu überreden suchte, gewehrt. Jetzt, wo er die angebetete Frau so kühl, so klug, so resignirt fand, dachte er nüchterner über die Wünsche der königlichen Eltern und gab nach.

Als sich die beiden Fürstenkinder, die von nun ab vereint durch das Leben gehen sollten auf der stolzen, aber kalten Höhe der Menschheit, zum ersten Male begegneten, tauschten sie einen langen, ruhigen Blick aus. Dann küßte der Kronprinz der Prinzessin die Hand, gab ihr den Arm und führte sie in einen kleinen Saal, wo man Beide kurze Zeit allein ließ.

Während die Prinzessin sich in dem kleinen Sessel in der Nähe des offenen Fensters niederließ, stand der Prinz an den Kamin gelehnt da. Beide schwiegen einige Zeit.

„Man hat uns füreinander bestimmt," sprach endlich der Kronprinz kalt und gemessen.

„Und wir wollen unser Schicksal mit Würde tragen," erwiederte die Prinzessin mit einem wehmüthigen Blick.

Auf diese Antwort war der Kronprinz nicht gefaßt gewesen. Ueberrascht, ja verwirrt sah er seine Braut an, welche sich ruhig erhob, seinen Arm nahm und mit ihm zu der Hofgesellschaft zurückkehrte. —

Bald darauf fand der feierliche Einzug der Prinzessin in der Residenz statt. Das Volk, das die Straßen füllte, begrüßte sie lebhaft. Ihr gewinnendes Wesen gefiel allgemein. Je weniger sie die zukünftige Herrscherin hervorkehrte, je mehr sie nur als ein schönes, anspruchsloses Mädchen erschien, um so mächtiger, um so königlicher wirkte sie auf Alle.

Es fiel auf, daß sie bei der Trauung das „Ja" so fest und vernehmlich aussprach.

Der alte Hofmarschall v. Zesen flüsterte dem General Kahlenberg zu: „In der steckt mehr, als man im Anfang vermuthete. Sie scheint zu wissen, was sie will, und die Festigkeit zu haben, ihren Willen geltend zu machen. Vielleicht gelingt es ihr, unseren guten Prinzen zur Vernunft zu bringen." —

Während in dem großen Saale noch das Orchester spielte und die Herren und Damen des Hofes weiter tanzten, hatte sich die königliche Familie zurückgezogen. Die Kronprinzessin war in ihrem Boudoir allein mit der alten Martha, ihrer Kammerfrau, die sie in ihre neue Heimath mitgebracht hatte. Die Alte, welche längst mit der Toilette der Prinzessin fertig war, zupfte noch immer an dem reizenden Spitzennegligé herum, das die schlanke Gestalt ihres Lieblings in weichen Wellen umgab.

„Was hast Du?" sagte endlich Valentine, indem sie sich auf dem nächsten Stuhle niederließ und die Alte forschend ansah. „Du hast etwas auf dem Herzen. Also sprich, Martha, und rasch, denn der Prinz, mein Gemahl, kann jeden Augenblick kommen."

„Nun, wenn Sie's wissen wollen, Prinzeß Tini, meine Schuld ist es nicht, wenn Sie recht unglücklich werden hier am Hofe."

„Unglücklich?" sprach die Prinzessin, „und warum? Man hat mich gut aufgenommen, der König ist ein edler, ritterlicher Mann, die Königin umgibt mich mit aller Liebe und Zärtlichkeit —"

„Ja, ja," unterbrach sie die Alte, „das ist schon Alles schön und gut, aber der Prinz hat Sie nur genommen, Prinzeß Tini, weil er mußte."

„Glaubst Du," unterbrach die Prinzessin ihre Dienerin, „daß dies das erste Mal geschieht? Vielleicht — ich sage vielleicht — wird hie und da einmal in unseren Kreisen eine Ehe geschlossen, weil man sich gefällt; aus Liebe niemals, in der Regel aus Staatsrücksichten."

„Aber die Liebe kommt nach der Hochzeit," rief die Alte. „Hier aber liegt die Sache anders. Man bedauert Sie allgemein, Prinzeß Tini, weil der Kronprinz eine Andere liebt."

„Das weiß ich seit Langem schon."

„Sie machen sich also nichts daraus, Prinzeß Tini?" fragte die Alte erstaunt.

„Nein," erwiederte die Prinzessin, indem sie leise den Kopf schüttelte, „die Hauptsache ist, daß mir der Kronprinz gefällt, und was ihn betrifft — so wird sich Alles finden, meine gute Martha." —

Nicht lange, nachdem die Alte ihren Liebling verlassen hatte, trat der Kronprinz ein. Es war wieder ein ganz anderer Eindruck, den ihm die Kronprinzessin in diesem Augenblick machte. Sie war kein sonderlich hübsches Mädchen, aber sie versprach eine schöne Frau zu werden, mit ihrer hohen Gestalt und ihrem stolzen Kopf, dessen unregelmäßige Züge durch das weiche braune Haar, die verständigen, warmleuchtenden blauen Augen und den vollen Mund einen milden Glanz holder Anmuth bekam. Der Kronprinz näherte sich ihr und küßte ihr die Hand. Dann legte er den Arm leise um ihre schlanke Taille.

Die Prinzessin lehnte sich langsam in den Sessel zurück. Ihre rechte Hand spielte nervös im reichen Haar, während ihr Antlitz unbeweglich, ja eisig kalt erschien, und um ihre Lippen ein herber Schatten zuckte.

„Spielen wir uns keine Komödie vor," sagte sie ruhig, während der Kronprinz überrascht seinen Arm zurückzog, „unsere Verbindung ist aus politischen Gründen geschlossen worden, wie so manche andere, wie fast jede in unserer Sphäre. Trotzdem wäre es vielleicht auch zwischen uns möglich gewesen, ein angenehmes, ja vielleicht ein schönes Verhältniß herzustellen. Aber leider liegen hier die Dinge anders. Mein Herz ist frei, das Ihre nicht."

Der Kronprinz machte eine Bewegung.

„Versuchen Sie es nicht, mich zu täuschen," fuhr die Prinzessin Valentine fort, „ich weiß Alles. Aus welchen Gründen wollten Sie leugnen, was der ganzen Residenz bekannt ist? Ich mache Ihnen keinen Vorwurf daraus. Ich weiß, daß Sie lange genug gegen diese Verbindung gekämpft haben und daß Sie nur höheren Rücksichten zuliebe endlich Ihre Wünsche, ja Ihr Glück geopfert haben."

„Valentine!" unterbrach sie der Prinz, während er ihre beiden Hände erfaßte.

„Ist es nicht so?" entgegnete die Prinzessin, indem sie ihn ruhig ansah und ihm ihre Hände überließ. „Und da Sie eine Andere lieben —"

„Nein, Valentine," unterbrach sie der Prinz von Neuem.

„Doch, doch, mein Freund. Täuschen wir uns nicht, seien wir wahr und ehrlich gegeneinander, es ist besser für mich und auch für Sie."

„Valentine," sprach der Kronprinz, „wahrhaftig, Sie sind kein gewöhnliches Mädchen, keine jener Prinzessinnen, welche man gleich Papageien abgerichtet hat. Ich habe Sie jetzt in wenigen Augenblicken kennen gelernt, ich bin Ihnen näher getreten. So schmerzlich mir Ihre Offenbarungen sind, so sehr bewundere ich Sie, und ich hoffe, daß Sie Ihre Ansicht über mich eines Tages ändern werden, und dann —" er faßte ihre rechte Hand mit seinen beiden und küßte sie wiederholt, bis die Prinzessin sanft ihren schönen Arm zurückzog.

„Nicht — nicht —" murmelte sie, „Sie beleidigen mich in dem Augenblick, wo Sie mich Ihrer Achtung versichern."

„Darf ich Ihnen nicht einmal huldigen?"

„Dann — vielleicht," sagte die Prinzessin lächelnd, „aber jetzt nicht."

„Sie behandeln mich wie einen Fremden," erwiederte der Prinz.

„Nein, wie einen Freund. Wir wollen gute Freunde sein, nicht wahr?"

„Gute Freunde!" wiederholte der Prinz mit einem leisen Seufzer.

„Sie scheinen empfindlich," fuhr die Prinzessin fort, „und doch gebe ich Ihnen in diesem Augenblick mehr, weit mehr, als Sie verdienen. Glauben Sie, daß eine Prinzessin weniger Würde und Stolz besitzt, als ein einfaches Mädchen? Und weiter — wollen Sie mir von Gefühlen sprechen, die Ihnen fern liegen? Und soll ich zum Danke für Schmeicheleien, die Sie in Gedanken widerrufen, wiederum lügen und heucheln? Nein, das muthen Sie mir nicht im Ernste zu, wenn es wahr ist, daß Sie mich in dieser Stunde kennen gelernt haben, wenn Sie mich nur ein wenig achten."

„Sie haben Recht," sagte Prinz Max Ferdinand, indem er in dem Gemach auf und ab zu gehen begann. Eine seltsame Erregung hatte sich seiner bemächtigt. Dieses liebenswürdige Geschöpf, das er zuerst gleichgiltig angesehen hatte, imponirte ihm mit einem Male und begann ihn zu interessiren. Er hatte eine Puppe zu finden erwartet, eine Puppe, welche sich bewegt und spricht, und sah sich nun einem jungen Weibe gegenüber, das selbstständig war wie er, das dachte und empfand gleich ihm.

Endlich blieb er beim Fenster stehen und starrte hinaus in die Nacht, während die Prinzessin leise aufstand, sich vor den Flügel setzte und zu spielen begann. Und merkwürdig — war es Absicht, war es Eingebung ihrer ahnungsvollen Seele, sie spielte dasselbe Nocturno Chopin's, welches die schöne Gräfin Doggenberg an jenem verhängnißvollen Abend gespielt hatte.

Es lag ein mächtiger Zauber in diesen Tönen, die durch das stille Gemach schwebten. Leise zog die Prinzessin magische Schlingen um ihn, der ihr in diesem Augenblick so nahe war und so fern zugleich. Es kam über sie wie frohe Frühlingsahnung, und während der Kronprinz fühlte, wie seine Augen feucht wurden, lächelte sie heimlich und glücklich auf ihre schönen Hände herab und auf die elfenbeinernen Tasten.

* * *

Ein Monat verging, ohne daß sich etwas in dem Verhältniß des kronprinzlichen Paares geändert hätte. Prinz Max Ferdinand und Prinzessin Valentine gingen wie zwei Fremde nebeneinander her. Vor der Welt begegnete der Prinz seiner Gemahlin mit der größten Höflichkeit, im Uebrigen schien sie nicht für ihn zu existiren. Und doch beschäftigte er sich heimlich mehr mit ihr, als er es vielleicht gethan hätte, wenn ihr Einvernehmen von vornherein ein gutes gewesen wäre nach den gewöhnlichen Begriffen der Welt. Und sie beobachtete ihn ruhig und unbefangen, und mehr und mehr begann sich etwas in ihrem Herzen für ihn zu regen.

So kam der Herbst heran.

An einem schönen, sonnigen Vormittag, als die Prinzessin eben im Begriff war, das Pferd, das ihr der Stallmeister vorführte, zu besteigen, kam der Kronprinz von einer Truppenschau zurück und begrüßte seine Gemahlin.

„Sie reiten aus?" sprach er, „und nur von Ihrem Groom begleitet?"

„Was bleibt mir übrig," erwiederte die Prinzessin mit einem feinen Lächeln, „da Derjenige, der mein Ritter sein sollte, ernstere Pflichten zu erfüllen hat."

„Nicht doch," erwiederte der Kronprinz, „so-

bald Sie es mir gestatten, wird es mir ein Vergnügen sein, Sie zu begleiten."

„Vortrefflich!" rief die Prinzessin, „ich nehme Sie beim Wort."

Galant trat der Kronprinz an das Pferd der Prinzessin heran, nahm es mit der linken Hand beim Zügel und bot ihr die rechte als Bügel zum Aufsteigen. Als die Prinzessin im Sattel saß, bestieg auch er von Neuem sein Pferd, und sie ritten langsam im Schritt aus dem Schloßhof heraus und trabten dann die prächtige Allee hinab. Erst als die Paläste und Villen der Residenz hinter ihnen lagen, und nichts um sie war als die goldene Herbstlandschaft mit ihrem bunten Laub, ließ die Prinzessin ihr Pferd wieder im Schritt gehen, ihren Begleiter mit ihren schönen klugen Augen anlächelnd.

„Eigentlich sollte ich Sie zur Rede stellen," sprach sie, „ja, mehr als das, ich hätte ein Recht, Ihnen Vorwürfe zu machen."

„Was habe ich verschuldet?" erwiederte Prinz Max Ferdinand.

„Sie haben unser Programm nicht eingehalten."

„Und inwiefern?" fragte der Prinz.

„Inwiefern?" Die Prinzessin lachte leise auf. „Wissen Sie nicht, daß wir ausgemacht haben, gute Freunde zu werden? Nennen Sie das Freundschaft, wenn man jede Gelegenheit vermeidet, mit seiner Freundin ein paar Worte ohne Zeugen zu wechseln?"

„Ich bin nicht so schuldig, Prinzessin, als Sie annehmen. Ich dachte, daß es Ihnen vielleicht lästig werden könne, wenn ich —"

„O, Ausreden! Gestehen Sie nur, Sie haben Ihr Versprechen vergessen, Prinz!"

„Nun, da Sie mich daran erinnern, Prinzessin, stehe ich ganz zu Ihrer Verfügung."

„Gut," fuhr Valentine fort, immer mit demselben lächelnden klugen Blick, der ihren Gatten mehr bezauberte, als es die raffinirteste Koketterie vermocht hätte. „Wir wollen also von jetzt an täglich eine Stunde zusammen ausreiten."

„Wie Sie wünschen."

„Da ich schon im Zuge bin," lächelte Valentine, „so wünsche ich Sie auch bei meinen kleinen Abendgesellschaften zu sehen. Weshalb schließen Sie sich aus? Was der Hof dazu sagt, ist mir gleichgiltig, aber mir selbst wird es ein Vergnügen machen, Sie theilnehmen zu sehen."

„Ich bin überzeugt, daß das Vergnügen ganz auf meiner Seite sein wird."

Als sie zurückgekehrt waren und der Prinz im Schloßhofe die vom Ritte erhitzte Prinzessin, deren Augen leuchtend den seinen begegneten, vom Pferde hob, empfand sie zum ersten Male den Druck seiner Hand, und dann führte er die ihre zweimal an die Lippen. — —

Die kronprinzlichen Herrschaften ritten fortan täglich zusammen aus, und ihr Verkehr wurde zusehends vertraulicher und herzlicher. Eines Tages lud die Prinzessin ihren Gemahl auch ein, sie in das Theater zu begleiten. Er war sofort bereit, und als er in der Loge hinter ihr saß, im Schatten des schweren damastenen Thürvorhanges, da hatte er weder Auge noch Ohr für das Schauspiel auf der Bühne, sondern war vollständig gefangen von jenem, das ihm die Prinzessin unbewußt vorführte.

Jedesmal, wenn die Prinzessin den Arm mit dem Opernglas erhob, um auf die Bühne zu sehen, wenn sie sich zurücklehnte oder den Kopf sinnend neigte, ja jede noch so unbedeutende Bewegung ihrer Hand fand der Prinz entzückend, und bedauerte jedesmal, daß er nicht Maler oder Bildhauer sei, um alle diese Reize festhalten zu können.

Bisher hatte die Prinzessin kein Wort mit ihm gewechselt. Im Zwischenakt setzte sie sich plötzlich zu ihm, wendete ihm ihr heiteres, kluges Gesicht zu und begann mit ihm frei und ungezwungen über das Stück und die Darstellung zu plaudern. Während der Prinz Gelegenheit fand, ihren Geist, ihr selbstständiges Urtheil kennen zu lernen und zu bewundern, empfand er mehr und mehr, daß er im Banne der schönen Augen seiner Gemahlin stand. —

Als er an diesem Abend endlich allein war, ging er einige Zeit unruhig in dem Gemach auf und ab, um dann, den Arm auf den Kamin gestützt, folgenden Monolog zu halten: „Was geht mit Dir vor? Du bist in Gefahr, Dich in Deine eigene Frau zu verlieben, die Du, wie alle Welt weiß, nur aus Staatsrücksichten genommen hast. Und sie macht sich offenbar gar nichts aus Dir. Kann es eine lächerlichere Situation geben? Gib Acht, mein Freund, nimm Dich zusammen, Du bist auf dem besten Wege, eine Thorheit zu begehen und eine tragikomische Niederlage zu erleiden!"

* *
*

Der Winter war in das Land gezogen. Tiefer Schnee bedeckte die Erde und eine schimmernde Eisdecke den Fluß, sowie den kleinen Teich des königlichen Schloßgartens. Hier versammelte sich nun täglich die Hofgesellschaft beim Eislauf, und hier geschah es, daß der Kronprinz nach längerer Pause wieder einmal mit der schönen Gräfin Doggenberg zusammentraf. Da er ihr nicht ausweichen konnte, ging er der Gefahr muthig entgegen und begrüßte sie artig, als ob nichts zwischen ihnen vorgefallen sei.

Sie ging auf diesen Ton bereitwillig ein und führte den Kronprinzen geschickt in einen Winkel des Teiches, zwischen grüne Tannen, wo sie einen Augenblick ohne Zeugen sprechen konnten.

„Was haben Sie, Prinz?" begann sie, indem sie die Hand auf seinen Arm legte und ihn mit ihren Augen festbannte. „Sie kommen immer seltener, zeigen sich zerstreut, unruhig und nun sind Sie vollständig ausgeblieben. Weshalb sind Sie nicht aufrichtig? Sagen Sie mir, daß ich überflüssig bin, und ich bin bereit, das Feld zu räumen."

„Liebe Gräfin," erwiederte der Prinz, „meine Gesinnungen für Sie haben sich in keiner Weise geändert."

„O doch," unterbrach ihn die schöne Wittwe. „Weshalb sagen Sie mir nicht die Wahrheit? Sie sind in die Kronprinzessin verliebt."

Der Kronprinz wurde roth und fand keine Antwort, während die Gräfin ein helles, böses Lachen aufschlug.

„Ich wußte es," sagte sie dann leise, „und somit leben Sie wohl!" Sie reichte dem Prinzen die Hand und nahm hierauf seinen Arm. „Ich bin die Besiegte," murmelte sie, „aber ich will das Feld mit allen kriegerischen Ehren räumen. Kommen Sie, Prinz, geleiten Sie mich zu meinem Wagen, es ist der letzte Ritterdienst, den ich von Ihnen verlange."

Der Kronprinz führte sie bis zu dem kleinen Pavillon, in welchem sich die Damen die Schlittschuhe anschnallen ließen, half der schönen Gräfin in ihren Pelz und geleitete sie dann bis zu ihrem Wagen. Als derselbe davonrollte, athmete er auf.

Am folgenden Tage hörte man, daß Gräfin Doggenberg die Residenz verlassen habe und nach Italien abgereist sei. —

Nicht lange nach dieser letzten Begegnung des Kronprinzen mit der Gräfin fand der erste Hofball statt. Prinzessin Valentine sah herrlich aus in der Schlepprobe von blauem Sammet mit schwarzen Spitzen besetzt, die sie trug, und dem alten Türkisenschmuck.

Während der Kronprinz gerade an einer Säule lehnte und sie bewunderte, befahl sie den Baron Frankenstein, den schönsten Offizier der königlichen Leibgarde, zum Tanz. So gewöhnlich der Vorgang an sich war, so empfand der Prinz doch in diesem Augenblick ein gewisses Unbehagen, das sich immer mehr steigerte, als die Prinzessin viel länger, als es eigentlich die Etikette gestattete, mit dem Baron tanzte. Prinz Max Ferdinand fieberte geradezu, und als die Prinzessin endlich ihren Tänzer verabschiedete, sagte er zu sich selbst: „Ja, die Gräfin hat Recht, ich bin in meine Frau verliebt."

Im nächsten Augenblick näherte sich ihm die Prinzessin. „Mein Gemahl," begann sie leise mit einer Art liebenswürdigem Spott, „sind Sie vielleicht heute in der Laune, wieder einmal meinen Wünschen Gehör zu geben?"

„Jederzeit, Prinzessin," erwiederte der Kronprinz.

„Gut, dann werden Sie nach dem nächsten Walzer mir den Arm geben und wir werden uns zurückziehen, um bei mir zusammen eine Tasse Thee zu nehmen."

„Wie kommen Sie auf diesen reizenden Einfall?" fragte der Prinz.

„Ich weiß nicht," erwiederte die Prinzessin, „ich habe heute Lust, mit Ihnen zu plaudern."

Als der Walzer zu Ende war, nach welchem die Majestäten sich zurückzogen, führte der Kronprinz seine Gemahlin in ihre Gemächer. Hier in einem kleinen Salon nahmen sie zusammen den Thee, und als sie allein waren, stand die Prinzessin auf, und während sie hin und her ging, kritisirte sie in einer witzigen Weise, welche amüsirte, ohne Jemand wehe zu thun, den Ball und die ganze Hofgesellschaft.

„Wissen Sie, Prinzessin, daß Sie eigentlich eine reizende Frau sind," unterbrach sie der Kronprinz. „Sie sind schön, Sie besitzen viel Geist und Urtheil, Witz und, wie ich erst heute entdeckte, sogar die liebenswürdigste Bosheit."

„Wenn das so fort geht," sprach die Prinzessin, während sie stehen blieb und ihren Gemahl spöttisch über die Schulter ansah, „dann werden Sie eines Tages entdecken, daß ich anbetungswürdig bin, und dann, mein Gemahl, dann wehe Ihnen!"

„O! Ich habe heute wieder eine Entdeckung gemacht."

„In Bezug auf mich?"

„Natürlich. Ich beschäftige mich ja nur noch mit Ihnen."

Die Prinzessin zuckte die Achseln und lächelte.

„Wissen Sie," fuhr der Kronprinz fort, „daß Sie eine gefährliche Frau sind. Sie haben den armen Frankenstein fast todtgetanzt."

Die Prinzessin wendete sich rasch dem Prinzen zu und begann leise zu lachen. Dann kam sie bis zu ihm, legte ihm beide Hände auf die Schultern und blickte ihm in die Augen.

„Prinz," sprach sie, „Sie sind eifersüchtig, das ist amüsant!" Sie warf sich in einen Stuhl und fuhr fort zu lachen.

„Lachen Sie nur," rief der Kronprinz, indem er sich erhob. „Ja, ich bin eifersüchtig, weil ich Sie liebe. Sie haben mich besiegt, hier stehe ich und bitte um Gnade."

„Ich will gnädig sein," erwiederte sie, ihn mit ihren Armen umfangend, „nicht weil Sie es verdienen, sondern um meinetwillen, weil auch ich Sie liebe."

* *
*

Der Kronprinz und die Prinzessin sind ein glückliches Ehepaar geworden, obwohl ihre Verbindung im Anfange das gerade Gegentheil von einer Neigungsehe schien. Daß sie das aber in der That geworden ist, vermögen alle Diejenigen zu bestätigen, welche genugsam mit den intimen Verhältnissen der im „Gothaer Almanach" aufgeführten Höfe vertraut sind, um an Stelle der hier genannten, natürlich nur erfundenen Namen die richtigen setzen zu können.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der Schlauere. — Einst rasirte in Basel ein Barbier einen Bauern, der nicht gerade besonders gescheidt aussah. Der Bauer erzählte dabei, daß es auf seinem Gut von Mäusen wimmle.

„Haben Sie wirklich zu viel von diesen Thieren?“ fragte der Barbier, der sich über den simplen Landmann lustig machen wollte.

„Das will ich meinen!“

„Nun, ich brauche gerade welche; wenn Sie mir sie herbringen wollten, werde ich Ihnen einen Franken für das Stück zahlen.“

Der Bauer nahm diesen Scherz ernst und kam einige Tage später bei dem Barbier mit einem großen Käfig an. „Ich habe hundertzweiundfünfzig,“ sagte er stolz, „das macht also hundertzweiundfünfzig Franken.“

Der Barbier unterbrach ihn mit der Frage: „Es sind doch lauter Männchen?“

Jetzt ward der Bauer verblüfft: „Männchen? Darauf habe ich wahrhaftig nicht geachtet!“

„So? Dann nehmen Sie sie nur wieder mit fort; ich kann keine Weibchen brauchen.“

Jetzt merkte der Bauer endlich, daß man sich über ihn lustig machte. Er sann einen Augenblick nach und antwortete dann: „Ach, da lasse ich sie Ihnen lieber umsonst“ — öffnete den Käfig, schüttelte denselben aus und ließ sämmtliche Mäuse in das Haus laufen. — Ueber den Bauern lachte man viel, über den Barbier aber noch weit mehr. [C. T.]

Gefangene Franzosen. — Die in den Kämpfen mit Spanien gefangen genommenen französischen Soldaten wurden bis zum Jahre 1814 auf der südwestlich von den Balearen gelegenen kleinen Insel Cabrera festgehalten. 19,000 traf dieses Schicksal und von diesen gingen 16,000 zu Grunde. Als sich das französische Schiff nahte, das ihnen nach geschlossenem Frieden die Freiheit verkündete, schleppten sie sich die Felsen herab und stürzten unter Freudengeschrei der Küste zu. Einige von ihnen, denen das Gefühl baldiger Rettung übermäßige Kräfte verlieh, schwammen bis an das Schiff heran und wurden mit tiefgefühltem Mitleiden aufgenommen. Die Erzählung ihrer Leiden preßte sogar den rohen Matrosen Thränen aus. Zweihundert dieser Unglücklichen, die den Verstand verloren hatten, irrten auf unzugänglichen Felsen umher oder hielten sich in Höhlen auf, wohin ihnen ihre Unglücksgefährten die wenigen von spanischen Lieferanten gelieferten Lebensmittel brachten.

Humoristisches.



Ohne Furcht.

Dienstmädchen (als ihre Herrin wüthend mit geballten Händen auf sie losgeht): Ja, kommen S' nur! Glauben S', ich sei auch so 'n Hasenfuß wie der Herr?!



Fürsorglich.

Sie wollen Ihren Sohn Johann Friedrich Woldemar Oskar Eusebius Nepomuk nennen? Wozu das Alles?

— Ja, sehen Sie, Vermögen kann der Junge einmal nicht von mir zu erben kriegen, da will ich ihm wenigstens 'nen großen Namen hinterlassen.

Als die Gefangenen von dem Schiffskapitän und einem Offizier, Duperry, erfahren hatten, man werde sie nun bald nach Frankreich abholen, ergriff sie vor Freude eine tolle Naserei, sie rannten auseinander und steckten ihre Hütten in Brand, die Nachricht baldiger Erlösung raubte vielen bisher gesund Gebliebenen den Verstand. Am 16. Mai 1814 führte man sie von Cabrera nach Marseille. [D.]

Diplomatisch. — Zur Zeit des Wiener Kongresses (1815) fand auf dem Landsitze des Grafen L. ein großes Festmahl statt, an welchem auch Fürst Talleyrand Theil nahm. Jedermann war auf die Ergebnisse des Kongresses gespannt, und dieses Thema bildete ebenfalls den Hauptstoff der Unterhaltung bei dem Mahle.

Der Fürst hörte lächelnd zu und — schwieg.

Schließlich redete die Erzherzogin Marie den schweigenden Tischgast scherzhaft mit den Worten an: „Nun, Fürst, Sie haben auf unserem Kongresse wohl am meisten zu gewinnen, äußerten sich aber bis jetzt nicht über Ihre Pläne. Sagen Sie uns doch, welcher Art Ihre Wünsche sind.“

Während ihrer Worte hatten sich Talleyrand's Züge mehr und mehr belebt, und als die Erzherzogin geendet hatte, warteten Alle athemlos auf seine Antwort. Wie halb verlegen blickte der Fürst auf die Sprecherin und sagte dann zögernd: „Ich — o — ich möchte wohl — noch um eine kleine Kartoffel bitten!“ [E. K.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 29.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 27:
Man kann in wahrer Freiheit leben und doch nicht ungebunden sein.

Charade. (Dreisilbig.)

Die Ersten sind ein weiblich Wesen,
Magst du sie vor- und rückwärts lesen.
Falls du zu Leibe gehst der Dritten,
Dann sei besonnen, muß ich bitten,
Und willst du wohl sie überwinden,
Laß ja dich gut bestiefelt finden.
Auch derben Stocks woll' nicht vergessen.
Und such' das Ganze nicht in Hessen,
Doch sicherlich im Sachsenland
Macht es dir eine Stadt bekannt.

Auflösung folgt in Nr. 29.

Auflösungen von Nr. 27:

des Logogriphs und Homonyms: Ahorn, Thorn, Thor;
der Verschiebungs-Aufgabe: Cäsar — Moltke:

S**C**HU**M**ANN
MAR**A**TH**O**N
EDE**L**STEIN
DE**S**PO**T**ISMUS
L**A**ND**K**ARTE
MAT**R**OS**E**.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.